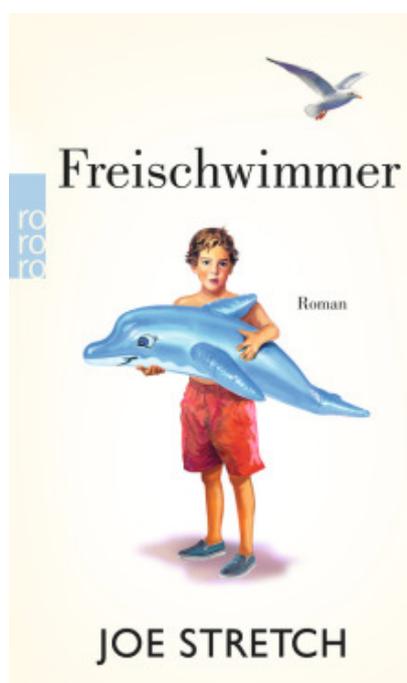


Leseprobe aus:

**Joe Stretch**

# Freischwimmer



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

JOE STRETCH

# Freischwimmer

Aus dem Englischen von  
Volker Oldenburg

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel «The Adult»  
bei Jonathan Cape/Random House, London.

Deutsche Erstausgabe  
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, Juli 2015  
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
«The Adult» Copyright © 2012 by Joe Stretch  
Redaktion Tobias Schumacher-Hernández  
Umschlaggestaltung any.way, Hamburg,  
nach der Originalausgabe «The Adult» bei Jonathan Cape, Vintage  
(Random House Children's Publishers UK)  
Abbildung Larry Ruppert  
Satz aus der Baskerville  
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 26981 3

Für Tony Weymouth

1938–2010



Bildung, Bildung, Bildung.

Tony Blair



## PRIVATLEBEN



## I

In ihrem Tagebuch schreibt meine Schwester Elaine, oft mit unerträglicher Traurigkeit, über die Zeit Mitte der Neunziger. Sie schildert die Raves im Midland Hotel in Morecambe, auf denen sie mit Nathan Lustard gewesen ist, und auch den Morgen, als sie ihm am Strand zwischen Muscheln, Krabben und Partyvolk einen geblasen hat. Das ist eine meiner Lieblingsstellen.

Ich bin 1982 geboren. Ich wuchs mit dem Wissen auf, dass meine Kindheit und meine Erwachsenenzeit in verschiedenen Jahrhunderten stattfinden werden. Aus den ersten fünf Jahren meines Lebens sind mir eigentlich nur ein pfirsichfarbenes Ledersofa und ein Gaskamin mit unechtem Feuer in Erinnerung geblieben. Heute Morgen am Smoothie-Stand hat Peta mich zur Aufheiterung mit einem Obstkern bespuckt. Ich habe sie mit Nichtbeachtung gestraft und mich zum Essen nach draußen verzogen. Die Sonne scheint. Die senfgelben Backsteine des Arndale Tower leuchten, und mit den vielen rechteckigen Fenstern sieht er aus wie ein senkrechter, mit Badetüchern gepflasterter Strand in Spanien. Wenn zwischen Peta und mir dicke Luft herrscht, wird es mir zu eng am Smoothie-Stand, und dann streife ich in der Mittagspause durchs Arndale Centre. Heute bin ich im gläsernen Flügel gewesen. Bei Pound-

land habe ich dieses Notizheft gekauft und mir die Handgelenke mit Axe Africa eingesprüht. Ich mag den gläsernen Flügel, weil es dort Tageslicht gibt. Als ich auf dem Rückweg hinaufblickte, zog ein Flugzeug vorbei. Tatsächlich weiß ich gar nicht, ob mich der Geruch an meinen Handgelenken an meine eigene Pubertät oder an die von Elaine erinnert.

Wir haben viele Kunden aus der Gothic-Szene am Smoothie-Stand. Die wollen alle Energydrinks. Peta, meine Chefin, lehnt es ab, welche zu machen, und ich finde das richtig. Sie macht Booster, aber das ist etwas anderes. Ich habe früher leidenschaftlich Tischtennis gespielt, sonst wäre ich wahrscheinlich auch Grufti gewesen. Aber ich hätte mich anständig benommen. Einer hat Peta als Schlampe beschimpft und sie dabei mit dem Smartphone gefilmt. Dann hat er einen «Top of the Morning!» bestellt, und das hat ihr den Rest gegeben.

Unser Stand befindet sich zwischen einem Gemüsehändler und einer Sushi-Bar. Seit drei Jahren schneide ich jetzt Äpfel klein, zerquetsche Bananen und Trauben, reibe Ingwer, schäle Kiwis, presse Orangen aus und werfe den Mixer an. Das Geheimnis meines neuen Smoothies liegt im Optimismus seines Namens: Schon beim Bestellen eines «Top of the Morning!» hebt sich die Laune der Kunden.

In letzter Zeit denke ich viel darüber nach, was «ein Leben» ausmacht. Es scheint, als seien meine Einzimmerwohnung, die Arbeit und das Walkabout, der australische Pub, in dem ich Premier League gucke, das Treibholz, aus dem ich mir ein Floß gebaut habe, wenn Sie verstehen, was ich meine. Aber glücklich bin ich natürlich nicht. Jeden Morgen um sechs gehe ich die Hanover Street hinunter und singe dabei manchmal leise Whitney Houston. 1993 verdrängen 2 Unlimited mit «No Limit» Houstons Coverversion von «I Will Always Love You» vom ersten Platz der britischen Single-Charts. Ich kann mich

noch daran erinnern, als ich den Song mit meiner Schwester hörte. «Siehst du, Jim!», rief sie. Elaine bekam damals gerade Brüste. Sie hüpfte in ihrem dunkelblauen Seidenschlafanzug auf dem Bett herum. «There's no limits!»

Meine Einzimmerwohnung verfügt über eine Besonderheit, eine Säule neben der Tür, die ich als Art déco bezeichne. Die ganze Bude stinkt. Mein Bett ist zusammengebrochen: Ich schlafe jetzt in Schräglage. In meinem Kühlschrank sieht es aus wie in einer Galerie für moderne Kunst – ein leerer, grellweißer Raum mit einem einzelnen verstörenden Objekt darin. Das einzige Fenster ist zum Schieben und lässt sich nicht mehr richtig schließen. An der Badezimmerdecke haust eine Mottenkolonie. Beim Pinkeln blicke ich nach oben und sage hallo. Den Ofen kann ich so oft putzen, wie ich will, sobald ich ihn anstelle, tritt giftiger Qualm aus. Ich esse zu viel Adventskalenderschokolade, obwohl sie extrem billig schmeckt. Obendrein habe ich ein Schwitzproblem. Damit sollte ich in einer Talkshow auftreten. Mein Hirn sitzt in meinem Schädel wie ein Avocadokern. Trotzdem verkauft sich «Top of the Morning!» aktuell doppelt bis dreimal so gut wie alle Smoothies, die Peta sich ausdenkt. Und dabei ist es ihr Stand!

In seinem 1957 erschienenen Essay «The White Negro» beschreibt Norman Mailer, wie die Weißen cool geworden sind. Er sagt, Menschen werden immer dann cool, wenn sie in ständiger Bedrohung leben. Für Schwarze sind Weiße die Bedrohung. Für Weiße ist es laut Mailer die Atombombe. Ich habe wieder Mittagspause. Heute bestand mein Essen aus einem Stück Cheddar und einer Fleischtomate. Mailer schreibt, die Leute entwickeln Coolness, wenn sie begreifen, dass die Stadt, in der sie leben, im nächsten Augenblick zerstört oder radioaktiv verstrahlt werden könnte. Wenn Gefahr besteht, dass vom Menschen nur noch Haare und Zähne auf dem As-

phalt übrig bleiben, ist Coolness für alle von Vorteil. Das ist jedenfalls die Kernaussage, würde ich sagen.

Eben ist Peta auf eine Zigarette nach draußen gekommen. Sie hat damit gedroht, mir eine Banane in den Hintern zu schieben, wenn ich mich das nächste Mal vorbeuge. Dann hat sie auf Polnisch geschimpft und Rauch zum Eingang von Primark geblasen.

«Was machst du da, Jim?»

«Ich schreibe.»

«Warum?»

«Weiß ich nicht genau.»

Es ist jetzt einen Monat her, seit ich Kate Reynolds' Mietwagen zu Schrott gefahren habe. Einen Monat, seit sie am Automaten Geld gezogen und mir so viel in die Hand gedrückt hat, dass es für ein Netz Satsumas und die Bahnfahrt reichte. Ich will nicht über Kate Reynolds schreiben. Ja, ich liebe sie, aber ich will nicht über sie schreiben. Ich würde sie unweigerlich als schwermütiges, rechthaberisches Sexpüppchen darstellen. Der Leser, falls es einen gibt, hat vielleicht schon von meiner Familie gehört. Wenn nicht, umso besser. Ich werde über meine Familie schreiben, über meine Gedanken zur Mondlandung und darüber, wie ich Obsthäckler geworden bin. Ich werde über die Karriere des Kinderstars Macaulay Culkin schreiben, über das Schamhaar, das meinem Freund Harry King im Winter 1992 wuchs, und auch über die Zeitkapsel, die wir im Sommer davor auf dem Kinderspielplatz vergruben.

Peta jammert ständig, dass sie nach Manchester und nicht nach London ausgewandert ist. In Nordengland, sagt sie, sei es noch trostloser als in Kattowitz. Das erinnert mich daran, dass im November 1989, kurz nach dem Fall der Berliner Mauer, auf dem Sportplatz ein totes Wiesel gefunden wurde. Während sich die halbe Schule um die Tierleiche scharte,

fragte ich Harry King, ob wir aus dem Westen oder aus dem Osten seien. «Weder – noch, Jim», sagte er. In der Ferne trug eine Kinderschar das tote Tier auf einem Ast feierlich davon. «Wir sind aus dem Norden.»

Im Februar 1989 zogen wir weg aus Stroud. Elaine und ich spielten auf dem Rücksitz des silbernen Ford Escort mit unserem magnetischen Damebrett und versteckten jeder ein Bonbonpapier in Mums Dauerwelle. In den Wochen vor dem Umzug hatte sie immer wieder von «unserem entscheidenden Versuch, glücklich zu werden» gesprochen. Unsere Katze Pop schiss in ihre Transportbox, und Mum drehte sich lächelnd zu uns um. Die Autofahrt verging wie im Flug, und wir waren noch vor dem Möbelwagen da. Wir warteten auf dem Dorfplatz vor unserem neuen Haus, einem dreigeschossigen georgianischen Reihenhaus aus grauem Stein mit weißen Fensterrahmen und -simsen. Das Dorf hieß Ridley und lag in Cumbria im Nordwesten Englands. Es war ein typischer frischer Wintertag. Mum sagte, sie könne es kaum fassen, dass wir es geschafft hätten, und Dad steckte sich zum Beweis eine Zigarette an. Kinder fläzten sich auf den Stufen eines Denkmals, einer steinernen Säule zum Gedenken an die beiden Weltkriege. Vor dem Postamt parkte ein Paketauto mit offenen Hecktüren. Vor unserem neuen Zuhause erhob sich eine prachtvolle Straßenlaterne, aufgestellt 1863 anlässlich der Hochzeit von Queen Victorias Sohn, dem späteren König Edward VII., den meine Mutter in den folgenden Jahren, wenn sie nachts hinaus auf den Platz mit der brennenden Laterne blickte, gelegentlich als «sexsüchtig» bezeichnete. Ich stand unter der Laterne und beobachtete eine Schar älterer Dorfbewohner, die sich vor dem Schlachterladen versammelt hatten. Sie wurden eingerahmt von dem großen Schaufenster, in dem Plastikweinlaub und Fasane hingen, manche schon gerupft, andere noch mit Federn. Über der Tür der Bäckerei ging ein Glöckchen, und

eine Frau trat mit einem Brot in der Hand hinaus in die Kälte und biss in ein Marmeladentörtchen. Aus dem Pub trug ein Mann mit weißem Haar und schwarzem Schnauzbart einen Aufsteller auf den Bürgersteig. Er lehnte sich dagegen, seufzte eine Dampfwolke in die Winterluft und blickte zu uns herüber.

«Herrlich», sagte Mum.

Der Möbelwagen brauchte eine Ewigkeit, um rückwärts einzuparken. «Da ist noch massig Platz», rief Mum und winkte den Wagen zu sich heran. Sie trug Leggings, Stiefeletten und ihre graue Lederjacke und hielt sich den voluminösen Pony aus dem Gesicht. «Noch ein Stück ... Noch ein Stück ...»

Die älteren Dorfbewohner wandten sich ab, als der Wagen die niedrige Mauer neben der Eingangstreppe rammte. Mum blickte finster auf die herausgebrochenen Steine, und dann fing sie an zu lachen. «Ein grandioser Einstand», sagte sie. Die Möbelpacker schaufelten die Steinbrocken zusammen und trugen unsere Sachen ins Haus. «Hier können wir *leben*.» Sie strich über den Messingtrichter des Grammophons, als es vorbeigetragen wurde. Später kaufte sie beim Schlachter einen Fasan. Sie nahm ihn aus der Plastiktüte und legte ihn auf den Küchentisch. Wir waren alle zusammen – Elaine, Dad, Pop und ich –, umgeben von Kisten mit Pfannen, Kochbüchern und Geschirr. «Das ist das England, das ich schon vergessen hatte», sagte Mum. Sie legte die Hände auf Dads Schultern. «Ich habe die Achtziger gehasst, nicht wahr, Julian?» Sie nahm den Fasan und blickte in seine trockenen leeren Augenhöhlen. «Leider habe ich beim Schlachter unser Geheimnis ausgeplaudert», sagte sie, während sie die Fingerspitze in den offenen Vogelschnabel steckte. «Aber die Leute wussten sowieso schon Bescheid. Sie haben schon von uns gehört.»

Dad nahm seine Zigaretten vom Tisch und verließ die Küche. Mum wedelte ihm mit dem toten Fasan hinterher. Mir kam der Gedanke, dass man im Leben sicher oft versuchte,

glücklich zu werden, und dass es daher falsch war, von einem Versuch als dem «entscheidenden Versuch» zu sprechen. Wir aßen Quiche an diesem ersten Abend und unterhielten uns über den Fasan. Elaine fand es unmoralisch, ihn zu essen, das sei fast so, als würde man Wale abschlachten, nur viel schlimmer, weil wir die freie Wahl hätten. «Da bin ich anderer Meinung, Elaine. Ich habe nichts dagegen, dass sie geschossen werden. Es geschieht ja nicht als Zeitvertreib für die Privilegierten.» Mum spießte mit der Gabel eine grüne Bohne auf. «In dieser Gegend geht es ums Überleben. Apropos überleben, Kinder ... schmeckt das nicht köstlich?»

Eine Woche später erschien ein Artikel über uns im Dorfblättchen. Die Überschrift lautete: FAMILIE BRINGT GLANZ NACH RIDLEY. Zwei Wochen später war Elaine bei den Pfadfinderinnen rausgeflogen, weil sie eine Helferin zum Weinen gebracht hatte. Nachdem er zweimal das King's Arms am Platz ausprobiert hatte, ging Dad zum Trinken ins Royal Hotel am Dorfrand. In der Sonntagsschule bastelte ich einen Papierflieger und ließ ihn während des Vaterunsers fliegen. Er verfehlte knapp den gesenkten Kopf des Pastors und landete unter dem Klavier.



## 2

Zum Frühstück habe ich ein paar Adventskalendertüren geöffnet. Peta hat mir den Tag freigegeben, und ich werde die Zeit nutzen, um in einfachen Worten über meinen Großvater mütterlicherseits zu schreiben. Mein Großvater mütterlicherseits hieß Charlie Albright. Er spielte Kontrabass, leitete ein Schuhgeschäft und las die Cover von Jazzplatten mit einer Inbrunst, als wären es russische Romane. Er war zu jung, um im Krieg zu dienen, was in den 1950ern zur Entzweiung mit seinem älteren Bruder Godfrey Albright führte, der 1944 in der Schlacht von Monte Cassino mit seinem Bajonett «einen Haufen Italiener» aufgespießt hat, um es mit Mums Worten auszudrücken. Godfrey ließ sich nach dem Krieg in Harrogate nieder und wurde Versicherungsmakler. Er heiratete, aber die Ehe blieb kinderlos, während Charlie Albright zwischen 1950 und 1958, einer Zeit, in der die Weißen in der westlichen Welt laut Norman Mailer damit beschäftigt waren, «cool zu werden», sage und schreibe vier Töchter zeugte. «Wir sind die späten Babyboomer.» So sah es Mum. Noch mit über vierzig schlug sie Räder und fing Hummeln mit ihren Händen. 1960 zerschlug Godfrey Albrights Frau während einer Unterhaltung über das Fernsehprogramm einen Krönungsbecher. Godfrey ging nach oben, nahm seine Beretta, stieg in

die Badewanne, deckte sich mit seinem Wintermantel zu und erschoss sich. Seine Frau sammelte die Scherben des Bechers auf und verließ das Haus.

Charlie Albright, mein Großvater mütterlicherseits, nahm sich nicht das Leben. Er wollte aus seinen Töchtern Unterhaltungskünstlerinnen machen. Nur die Unterhaltung konnte seiner Meinung nach die Wunden heilen, die der Krieg in der westlichen Welt hinterlassen hatte. Seine Töchter sollten die Menschen zum Lachen, zum Weinen oder zum Nachdenken bringen, gutes Geld verdienen und ihre Steuern zahlen, damit er, wenn er gefragt wurde, was seine Töchter beruflich machten, sagen konnte: «Sie sind alle vier in der Unterhaltungsbranche tätig.» Anfang der Sechziger, die Familie wohnte in einem Reihnhaus in Stroud, legte Charlie Albright jeden Abend den Löffel ins Dessertschälchen, womit er das Essen für beendet erklärte. «Jetzt wird gesungen und getanzt. Der Teppich ist die Bühne, Mädchen. Das Wohnzimmer ist die Albert Hall.»

So traten die vier Albright-Schwwestern nett herausgeputzt auf dem heimischen Teppich auf und wuchsen im Laufe der Sechziger zu hübschen jungen Mädchen heran. Elizabeth, die jüngste, kam 1984 in einer Inszenierung von *Educating Rita* am National Theatre groß heraus. Die Kritiker nannten ihre Darstellung überragend und bescheinigten der bezaubernden jungen Schauspielerin ein grandioses Talent für Situationskomik. Nach einer Reihe von unvergesslichen Fernsehauftritten, darunter eine Gastrolle in einer Krimiserie, wechselte Elizabeth Anfang der Neunziger an die Bühnen des West End und schaffte sogar den Sprung zum Broadway. Sie bezeichnete sich selbst als «Verführerin wider Willen, geboren für das Musiktheater». Sie hatte tiefliegende Augen, trug eine exzentrische blonde Dauerwelle und war kinderlos.

Irene Albright, die älteste Schwester, war schüchtern,

neurotisch und die größte Sopranistin ihrer Generation. Mit 34 Jahren war sie zu Gast bei *Desert Island Discs* auf BBC. Sie erzählte liebevoll von ihrem Vater und bescheiden über ihre Erfolge, darunter die gemeinsamen Auftritte mit Plácido Domingo, die den Grundstein für zahlreiche herausragende Operneinspielungen gelegt hatten. «Ich singe einfach gerne», sagte sie. Als sie, wie in der Sendung üblich, den Luxusgegenstand nennen sollte, den sie mit auf die fiktive einsame Insel nehmen würde, entschied sich Irene Albright für «meine Tochter Jess». Roy Plomley, der Moderator, erklärte ihr, dass Menschen nicht erlaubt seien. «Dann nehme ich die Stille mit», sagte Irene. Ihr Lieblingsfilm sei *Hook*, erzählte sie mir mal.

Dann waren da noch die beiden mittleren Töchter. Jayne Albright führte ihren Erfolg in Hollywood darauf zurück, dass sie nicht ganz so verrückt sei wie die anderen Produzenten. Sie war die zweitjüngste und ruhigste der Schwestern. Sie wurde von Mum und Irene, den älteren Schwestern, bemuttert und von Elizabeth, der jüngsten und lebhaftesten, wie eine Göttin behandelt. Jaynes Aufstieg in Hollywood verlief so rasant, dass man fast von Vorsehung sprechen musste. Sie nahm regelmäßig Schlaftabletten. 1996 trennte sie sich als erste der Schwestern von ihrer Dauerwelle. Im Gegensatz zu Irene und Elizabeth wirkte Jayne hinter den Kulissen der Unterhaltungsindustrie, und ihre erstaunliche Karriere gab ihr recht. Als Zehnjähriger lauschte ich an der Küchentür, als sie sagte: «Das Schwierigste für eine Engländerin in L.A. sind Dates. Ich habe immer noch nicht kapiert, wie man einen Amerikaner vögelt.» Ich ging nach oben, nahm einen BH aus ihrem Koffer und befestigte ihn an meinem Kopfkissen. Nachdem ich die Körbchen mit Socken ausgestopft hatte, bedeckte ich den schwarzen Stoff und die Träger mit Küssen und hauchte der Vorstellung von Jaynes Gesicht Liebesworte zu.

Es gab einen Running Gag in der Familie. Wenn wir uns in Restaurants trafen, um Premieren oder gewonnene Preise zu feiern, schlug eine der Schwestern mit dem Teelöffel an ihr Sektglas und sagte: «Warum heißen wir die Albrights?» Worauf die anderen Schwestern, ihre Freunde, Männer und auch die Kinder im Chor riefen: «Weil wir alle Stars sind!» Dieser Witz zählt zu meinen frühesten Erinnerungen. So um 1990 war er schon ziemlich abgeleiert. Dabei fällt mir ein Abend in einem Pariser Restaurant nicht weit von der Opéra Garnier ein, als sich Elizabeth Albright, sie trug ein Paillettenkleid und um den Hals eine Choker, von ihrem Platz erhob. «Entschuldigt, Leute», sie schlug an ihre Espressotasse, «entschuldigt, aber kann mir bitte einer auf die Sprünge helfen? Mir fällt partout nicht ein, warum wir die Albrights heißen. Im Ernst, hat irgendwer eine Idee?»

Millicent Albright, meine Mutter, lernte Dad am 22. Juli 1969 in Nordwales kennen. Sie war achtzehn, schlank und weltfremd und sah sich Bangor an, weil sie dort vielleicht studieren wollte. «Ich stand an der Kreuzung Stryd Fawr und Friars Road.» Mum erzählte die Geschichte 1999 auf der Hochzeit meiner Schwester in einem Ostlondoner Pub, während sie mit ihrem Stuhl kippelte. «Und da sah ich diesen komischen Kerl, ja, so war dein Vater, Elaine, ein glattrasierter komischer Kerl, der mich fragte, ob ich auf Astrophysik stehe. Das war am Morgen nach der Mondlandung, wisst ihr. Ich sagte, ich müsse meinen Zug erwischen, und so war es auch. Er fand mich unhöflich, aber das sehe ich anders, Bangor war bloß nicht meine erste Wahl. Er sagte, wir würden uns hoffentlich im September wiedersehen, aber daraus wurde nichts. Fünf Jahre später, ich war mitten in der Lehrerausbildung, stehe ich in der Mittagspause am Serpentine Lake im Hyde Park, und plötzlich steht er neben mir, mit einem schönen Vollbart, und blickt über das Wasser. Ist das nicht wunderbar?»

Fünf Jahre nachdem wir uns an der Kreuzung Stryd Fawr und Friars Road über Raumfahrt unterhalten hatten. Wir spazierten gemeinsam um den See bis zum Marble Arch.»

«Ich wollte nie berühmt sein!» Das sind Mums Worte. Einmal übergab ich mich in ihre Hände, nur so nebenbei bemerkt. Als sie das Erbrochene auf den Parkplatz schüttete, an einer Stelle, wo die Baumwurzeln den Asphalt aufgerissen hatten, entdeckten wir ein Pfundstück. Sie wischte die Münze ab und schenkte sie mir.

An einem heißen Sommertag 1991 half ich Harry King, das Auto seines Vaters zu waschen. Harry King war ein blonder Junge mit winzigem Kopf, dessen Mutter ehrenamtlich den Friedhofsrasen mähte. Bei unserer ersten Begegnung lief ihm fürchterlich die Nase – er zog den Rotz mit der Zunge in den Mund. Sein Vater war Rechtsanwalt. Sein Großvater, der als Tory-Abgeordneter im Parlament saß, schrieb historische Romane, die in den Londoner Theatern und Bordellen des 18. Jahrhunderts spielten, und trug mit Leidenschaft Westen. «Was ist das mit deiner Familie, Jim?» Harry King war clever. Einmal warf er auf denkwürdige Weise einen getrockneten Kuhfladen frisbeemäßig über das Schulgebäude. Sein Vater fuhr ein cremeweißes VW-Käfer-Cabrio. «Ich meine, was findest du selbst so besonders an euch?» Ich schrubhte mit einer alten ausgefransten Zahnbürste eine Radkappe. Harry warf den Schwamm in die Plastikschüssel und setzte sich zu mir in den Schatten. «Weil, ich habe nämlich viel darüber nachgedacht, Jim. Deine Mutter singt zwar viel, und wenn ich bei euch bin, muss ich mit ihr in der Küche herumtanzen. Aber sie ist nicht berühmt. Klar, deine Tanten schon. Aber deine Mutter ist bloß Lehrerin.»

Im selben Monat war Elizabeth Albright Ehrengast auf dem Sommerfest in Ridley. Harrys Vater chauffierte sie mit

offenem Verdeck langsam über die Main Street, während die Menschen am Straßenrand applaudierten. Elizabeth spielte damals in der Krimiserie. Elaine und ich saßen unter der alten Straßenlaterne und warteten darauf, dass unsere Tante vorbeifuhr. Später sollte ein Kostümwettbewerb stattfinden, und ich dachte, ich könnte vielleicht gewinnen, wenn ich als Gary Lineker verkleidet Kunststückchen mit dem Ball machte, also hatte ich eine schwarze Turnhose und ein weißes T-Shirt angezogen und vor dem Spiegel in meinem Zimmer lächeln geübt.

Was Fußball angeht, habe ich 1991 viel gelogen. Im September fingen Harry und ich in der U11-Mannschaft in Kendal an. Wir waren die einzigen von unserer Schule und begriffen schnell, dass wir montagsmorgens ordentlich über-treiben konnten. «Die sagen, wir könnten Profis werden. Wir sind Naturtalente.» Wir hätten bei unserem Einstandsspiel beide ein Tor per Fernschuss erzielt, prahlten wir, und der Manager hätte uns zu seinem Top-Torjägergespann ernannt. Nach dem zweiten Spiel behaupteten wir, ich hätte einen Hat-trick hingelegt, dabei sogar ein Fallrückzieher-Tor geschossen und Harry hätte alle drei Tore vorbereitet. Im Januar hatte ich in acht Spielen sagenhafte zweiunddreißig Tore gemacht und hieß angeblich nur noch «Stürmer 9». Harry hingegen hätte vom Manager, einem Mann aus Aberdeen, der von allen nur Archie genannt wurde, den Spitznamen «der neue Dal-glish» bekommen.

«Und die anderen Spieler?», wurden wir eines Montags in der Mittagspause gefragt. «Was halten die von euch?»

«Die vergöttern uns», sagte Harry. «Archie muss sie von uns fernhalten.»

In Wirklichkeit waren wir nur Ersatzspieler und standen fröstelnd und durchnässt zwischen aufgeregten Vätern am Spielfeldrand und kratzten den Matsch, das Herbstlaub und die Hundescheiße aus unseren Stollen. Beim Aufwärmtrai-